



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 18.

Wiesbaden, den 31. Januar 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Deutschlands Sendung“, von Dr. B. L. Frhr. von Mackay. — „Müßig des Einsamen“, von Wilhelm Schuffen. — „Noch ein Dritter gefallen“, Erzählung von Hermann Pesse. — „Schneeberuhungen“, von Dr. S. v. Jezewski. — „Deutsche Lichter“, von F. W. Pflugl. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lußige Ede“.

Zum Geleite:

Unsere Vorfahren haben gesagt, weil das Ewige sie begeisterte, und so steigt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Armees noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft.

F. W. Pflugl.

Deutschlands Sendung.

Von Dr. B. L. Frhr. von Mackay.

So gewichtig auch die gegenwärtigen Bewegungen und die Szenenwechsel auf dem Weltkriegstheater für unsere militärische Lage sein mögen, so wäre es doch unwürdig, darob einen Augenblick der großen, in ihrer Furchtbarkeit dennoch erhebenden und segensvollen kulturmoralischen Lehre zu vergessen, die uns heute, da die Norne Weltgeschichte in Fraktur ihre Rätselnun von der Völker Zukunft schreibt, geworden ist. Von allen Seiten hat Treubruch, Verrat, Gleisnerei uns umlauert, kriecht, „wie die Spinne auf ihren hohlen Beinen“, die Lügenfabrikation der gesamten Ententepresse gegen uns heran, die unsere Siege in Niederlagen, die Bestialität unserer Feinde in deutsche Barbarei verdreht und der kein Mittel zu schlecht und zu feige ist, um den blanken Schild unserer Ehrensache zu besudeln. So steht Deutschland heute wie Siegfried da, als ihn die Fürsten verrieten, die ihm Treue geschworen, und mag, wie der leuchtende Genius unserer Heldensage, in der Stunde höchster Seelennot, schrecklicher Erkenntnis und furchtbarer Prüfung ausrufen:

Mir deucht, ich siehe
Hier für die ganze Welt, und meine Junge
Ruft, wie die Glocke zum Gebet, zur Rache
Und zum Gericht, was Mensch mit Menschen ist!

Deutschland kämpft heute in wahrhaft glänzender, ja heiliger Vereinsamung. Politisch mag diese Vereinsamung ein Erzeugnis künstlicher Heße sein; von der höheren Gesichtslinie ethischer Weltbetrachtung aus gesehen, erscheint sie wie eine zwangsläufige Folge menschlicher Kulturentwicklungsgesetze.

Immer wieder erklingt als Dominante in der Fuge des Forschens, Sinnens, Zukunftschauens unserer größten Denker und Dichter die Erkenntnis, daß das deutsche Volk und seine Art ein einzigartiges, Salz der Erde ist, dem wohl

die Bestimmung ward, die ganze Welt zu durchdringen, das aber seine eigentümliche gottgewollte Sendung nur dann erfüllen kann, wenn es sich allein und frei von der Durchmischung und Versehung mit wesensfremden Elementen hält. In dieser Ueberzeugung hat Fichte die schweren prophetischen Worte in die Welt gerufen: „Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“ Und so hat Schelling die Bestimmung des Deutschtums in den unvergesslichen Sätzen gedeutet: „Zu eigentümlich von Gemüt und Geist ist das deutsche Volk gebildet, um auf dem Weg anderer Nationen mit diesen Schritt halten zu können. Ihm ist daher das höchste Ziel bestimmt, alle Stufen, die andere Völker gesondert darstellten, allein zu durchlaufen, um am Ende die höchste und reichste Einheit, deren die menschliche Natur fähig ist, darzustellen.“

Was ist das Wesen dieser Ausnahmestellung, unter deren Geboten die deutsche Rasse steht? Verlangt sie Absonderung von der übrigen Welt oder zielt sie auf eine hochmütige Ueberordnung über andere Völker? Nichts von dem! Jedes Lebewesen ist unvollständig und strebt nach Ergänzung desto mehr, zu je höherem Rang es sich erhebt: diese Norm gilt, wie für den einzelnen Menschen, so für die einzelnen Nationen und ihr gesellschaftliches Zusammenleben. Von ihr ausgehend hat Treitschke gemahnt: „Alle Völker sind ebenso einseitig wie die einzelnen Menschen, aber in der Fülle dieser Einseitigkeiten zeigt sich der Reichtum des Menschengeschlechts. Jedes Volk zeigt ein anderes Bild und einen anderen Gedanken der Gottheit.“ Und Kant fordert in seiner Metaphysik der Sitten auf gleichlaufender Gedankenlinie: „Es ist die Pflicht sowohl gegen sich selbst als auch gegen andere, mit seinen sittlichen Vollkommenheiten untereinander Verkehr zu treiben, sich nicht zu

isolieren, zwar sich einen unbeweglichen Mittelpunkt seiner Grundsätze zu machen, aber diesen um sich gezogenen Kreis doch auch als einen, der den Teil von einem Allbefassenden, der weltbürgerlichen Gesinnung ausmacht, anzusehen." Das echte aristokratische Herrenvolk ist so, gleichwie der wahrhaft vornehme Herrenmensch, nicht ein Unterdrücker und Despot, sondern eine Freiheitshoffnung seiner Mitmenschen und ein Unterpand ihrer eigenen Vervollkommnung: indem es sich über die Umgebung zu erheben strebt, entfremdet und verfeindet es sich ihr nicht, sondern erhöht, idealisiert seine Beziehungen zu ihr, stellt sein Verantwortlichkeitsgefühl für ihr Wohlergehen, für die Selbstbestimmungsrechte und Entwicklungsfreiheiten alles in den Vordergrund und ist in ritterlicher Dienst- und Opferwilligkeit selbst ihr Vorkämpfer zu immer höheren Stufen der Daseinsvervollkommnung. Deutsche Weltmacht kann nur bestehen und stark werden kraft der Offenbarung, daß wir den Schwächeren in der Völkergemeinschaft etwas zu bringen haben, was ihnen selbst ein Pfand des Aufstiegs zu den Höhen eigener Machtideale ist: Freiheit der Ichgestaltung nach eigenem Gesetz und aus eigener Schöpferkraft, Schutz gegen solche Herren und falsche Volksbeglucker, welche die ganze Menschheit in die Generalischaablone ihres radikal-demokratischen oder sozialistischen oder rassenpolitischen Kulturdogmas pressen möchten.

Kurz, der hoheitsvolle Lebensauftrag des deutschen Volkes und deutscher Weltmacht ist die Einstellung der Weltpolitik auf die Linie einer wahrhaft geistig-freihelichen, rechtlichen und sittlichen Weltordnung. Dem Deutschen ist die Welt nur das versinnlichte Material seiner Pflichten und der Staat daher nicht Selbstzweck, sondern das Mittel zur Schaffung einer vollkommenen Gesellschaft, welche die Herrschaft des freien, vernünftigen, pflichtbewußten Ich über alles Sinnliche und damit die Vergeistigung und Versittlichung alles Lebendigen, die Versöhnung des Zwiespalts zwischen Natur und Geist, mechanischem Zwang und seelischer Freiheit, durch die Verwirklichung der wahren harmonischen Persönlichkeit sichert. Das Merkmal deutschen Wesens ist es also, nicht unpersönlich, wenn auch in noch so glänzender Form, nachzuschaffen, sondern „in die Menschheit hineinzuschaffen das Neue, das allein echtes Interesse erweckt, wirklich und unbezwingbar fesselt.“ Dem deutschen Beruf, allenthalben Schutzherr individueller Selbstbestimmungsrechte zu sein, stellt sich der höhere, höchste zur Seite, als baskische Säure der Erde überall Erwecker schöpferischer Kräfte, Beweger erlösender Weltgeschehnisse zu sein. „Ich als Deutscher fühle mich als der Wiedererheber der Erde. Wir sind die, die um neuer Völker willen sterben. Wir sind die Fiebererregter, der geistige Samenwurf des großen Erneuerungsgesetzes, der Gärpilz der Welt, ja, das Behältnis der Dynastien.“ So entwickelt dichterisch denselben Gedanken Hans Bartsch in seinem „Das deutsche Leid“, und in gleichem Sinn stellt der schon einmal als vornehmster Deuter der Zukunftspfade, die dem Deutschen gewiesen sind, aufgerufene Fichte das Gesetz auf: „Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit durch Freiheit glaubt, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unseres Geschlechts, gehört uns an und wird zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welcher Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich von uns abtrenne.“

(Aus „Deutschland und der Weltkrieg. Der Tag der Abrechnung!“ Von Dr. H. L. Frhr. von Radan, Hans-Sachs-Verlag, München-Leipzig, Preis 80 Pfa.)



Musik des Einsamen.

Von Wilhelm Schuffen.

Musik des Einsamen, Neue Gedichte von Hermann Hesse, Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn. Preis in Lwd. geb. M. 1.—

Hesse ist in seiner Art immer noch der erste Lyriker im gegenwärtigen Deutschland. Man kommt vom Urquell der Dinge her, wenn man von ihm kommt. Eine tiefe, fromme, unbedingt reine, letzte Verantwortlichkeit der unergründeten göttlichen Weltursache gegenüber schwingt bei ihm in allen Zeilen mit, er mag sich verstofflichen wie er will. Namentlich dadurch unterscheidet er sich unarmherzig von anscheinenden Nachbarn, aber ebenso wenig ist er ein religiöser Lyriker im engeren Sinne. Er hätte mancherlei Neigung zu einem skeptischen Stoizismus, zu einer philosophischen Resignation, wenn ein Gott ihn nicht ganz zum Werkzeug erkoren hätte, in süßen Liedern, in zarter, seliger Klage die Rätsel des Ichs, das schmerzlich-selige Verwoben-sein mit aller Kreatur, mit Anfang und Ende unaufhörlich zu manifestieren. Er ist ganz Werkzeug, und so oft ich mich mit ihm beschäftige, denke ich auch sofort an Spinoza, dem ich dann mit jubelnder Seele recht gebe. Für den, der darüber hinaus noch einen literarischen Stempel möchte, ist Hermann Hesse der Dichter vom Zaubergarten der Jugend, der Dichter der erlösenden Beseelung der Natur.

Die Erinnerung an seine wunderbare Jugend läßt ihn nicht mehr los:

Meine Jugend war ein Gartenland,
Silberbrunnen sprangen in den Matten,
Alter Bäume märchenblaue Schatten
Kühlten meiner frechen Träume Brand.

Für Stunden kann er heute noch daran genesen:

Lange waren meine Augen müd,
Und vom Rauch der Städte bang verschleiert.
Nun erwacht' ich schauernd. Feste feiert
Jeder Baum, und jeder Garten blüht,
Wieder wie ich einst als Knabe sah,
Seh ich fröhlich durch die sanften Weiten
Engel ihre weißen Flügel breiten
Und die Augen Gottes groß und nah.

In der ursprünglichsten Wildnis erlebt er seine seligen Knabenjahre noch einmal gewitterhaft.

Gewitter im Urwald.
Die Nacht ist ganz von Blitzen hell
Und zuckt in weißem Licht
Und flackert wild, verstört und grell
Ueber den Wald, den Strom und mein bleiches
Am kühlen Bambusstamm gelehnt [Gesicht,
Steh' ich und schaue unverwandt
Ueber das regengepeitschte, blasse Land,
Das sich nach Ruhe sehnt,
Und aus der fernen Jugend her
Blickt mir aus regentüber
Verdüstung ein Freudenschrei herüber,
Daß doch nicht alles leer,
Daß doch nicht alles schal und dunkel sei,
Daß noch Gewitter sprühen
Und an der Tage ödem Zug vorbei
Geheimnisse und wilde Wunder glühen.
Tief atmend lausche ich dem Donner nach
Und spüre feucht den Sturm in meinem Haar
Und bin für Augenblicke tigerwach
Und froh, wie ich's in Knabenzeiten
Und seit den Knabenzeiten nimmer war.

Das zuckt immer wieder durch. In der Tat hat kein Anderer vor ihm so heimwehelig und unermüdet um sein offenkundig von Gottes Hand behütetes Jugendland geklagt, das nun, da die goldenen Schalen verschüttet und die Erkenntnis und bittere Erfahrung des Mannes über ihn gekommen sind, wie „ein grünes Tal jenseits der Welt“ hinter ihm liegt. Ueber den „Föhren sturmgebogen“ fahren jetzt die „Wolken wirr verzogen“.

Er fühlt sich einsam, ausgestoßen und treibt „fern von Gottes Herzen“:

Nun blüht die Welt nicht mehr für mich,
Nicht mir ruft Wind und Vogelschrei,
Mein Weg ward schmal, ich geh vorbei,
Kein Freund begleitet mich.

Und jeder Blick ins frohe Tal,
Wo meine Jugend heimisch war,
Ist nun für mich Gefahr
Und bitter Qual.

Und stieg ich nieder noch einmal,
Zu stillen meines Heimwehs Not,
So stünde dort, wie überall,
An meinem Weg der Tod.

Aber alle seine Einsamkeit und bitterste Glücklosigkeit wird Musik, und er ist nur scheinbar einförmiger, herbster und unglücklicher geworden. Er ist eben Werkzeug, und die Veröhnung blüht in ihm auf:

Mag alles Qual,
Mag alles Leid und Schatten sein —
Doch diese eine süße Sonnenstunde nicht,
Und nicht der Duft vom roten Klee,
Und nicht das tiefe, zarte Wohlgefühl
In meiner Seele.

Und:

Waldränder glühen golden,
Ich geh' den Weg allein,
Den ich mit meiner Holden
So vielmal ging zu zweit'n.
Die Bauernfinder springen
Im Heidesegerrausch;
Da heb' ich an zu singen
Wie alle andern Kinder auch.

Süßes Liebesweh mischt sich darein:

Da glänzt dein Name aus der Dämmerung,
Du Einzige, und plötzlich bin ich wach,
Und aller Schmerz ist wieder neu und jung
Und wandelt glühend deinen Spuren nach.

Verklärter Abendfriede erquickt ihn:

Jeden Abend sollst du deinen Tag
Prüfen, ob er Gott gefallen mag,
Ob er freudig war in Tat und Treue,
Ob er mutlos lag in Angst und Reue;
Sollst die Namen deiner Lieben nennen,
Haß und Unrecht still vor dir bekennen,
Sollst dich alles Schlechten innig schämen,
Keinen Schatten mit ins Bette nehmen,
Alle Sorgen von der Seele tun,
Daß sie fern und kindlich möge ruhn,
Dann getroßt in dem geklärten Innern
Sollst du deines Liebsten dich erinnern,
Deiner Mutter, deiner Kinderzeit;
Sieh, dann bist du rein und bist bereit,
Aus dem kühlen Schlafborn tief zu trinken,
Wo die goldnen Träume tröstend winken,
Um den neuen Tag mit klaren Sinnen
Als ein Held und Sieger zu beginnen.

Denn er erkennt:

„Und unsrer frechten Träume Fieberbrand
Ist Geist vom Urgeist, der noch nie geruht.
So gehn wir, unsre Fackeln in der Hand,
Gezeugt, genährt von uralter heiliger Blut
Und ewig neuen Sonnen zugewandt.“

Wir werden es schwerlich erleben — und je länger es ansteht, desto besser ist es — bis ein ebenbürtiger Dichter die Musik dieses Einsamen in den Wurzeln erlöst. Dann aber wird es märchenhaft durch unser liebes Deutschland klingen! Das spottbillige Bändchen ist von einem strebsamen Verleger gefällig ausgestattet worden. Ich kenne in diesem Augenblick kein schöneres Geschenk.

„— noch ein Dritter gefallen.“

Erzählung von Hermann Hesse.

Am Nachmittag bekam ich eine Postkarte aus dem Felde. Nichts Wichtiges darauf, aber der sie geschrieben hatte, hatte also am 16. abends noch gelebt und in einem belgischen Quartier Tee gekocht. Quartier, Tee, Bleistift, Postkarte, das ist schon recht viel. Man atmet auf, man lächelt, man sieht seine Lieben in Gedanken nimmer im kalten Felde kriechen, nimmer im Dampf und höllischem Gefrache, man sieht sie menschlich, lieb, vernünftig, einfach, einen Zwieback in der Hand oder eine Zigarette, auf einem Stuhl und an einem Tisch oder Fenstersims, ein Dach über sich und Aussicht auf ein Bett in der Nacht. Das ist viel, sehr viel. Ich atmete auf, ich lächelte, und plötzlich hatte ich Lust, die weggelegte Zeitung vom Morgen doch noch zu lesen, einen Brief zu schreiben, später vielleicht noch in die Stadt zu gehen. Das Nebelwetter schien heller, die Stube wärmer.

Ehe ich die Postkarte weglegte, blieb ich nochmals an der kleinen quergeschriebenen Nachschrift hängen, die schwierig zu entziffern war. „Von unseren Schulkameraden aus P. ist neulich noch ein dritter gefallen, Eugen Siegel (es konnte auch Singel oder Sippel heißen).“ Ich wußte nicht recht damit Bescheid. Ich war in jener Schule von P. nur ein Jahr gewesen, hatte längst gar keine Beziehungen mehr dorthin, und es war vierundzwanzig Jahre her. Nein, ich hatte keine Erinnerung mehr an diesen gefallenen Siegel oder Seipel. Ueberhaupt, jene ganze Zeit, jenes bekommene Schuljahr in der Fremde, zum erstenmal von Hause fort in Pension, vor mir ein gefährdetes Examen, das lag alles seit vielen Jahren unberührt in einem Loch meines Gedächtnisses. Merkwürdig freilich und unheimlich bleibt es immer, wie so ein Stück Leben einem versinken kann, wie auf der Tafel der Erinnerung die Augenblicke, Stunden, Tage, Jahre wechseln, erscheinen und wieder verschwinden, viele für immer.

Ich las meine Zeitung und dann die übrige Post, eine kleine schäbige Zufallspost, wie man sie als Deutscher im Auslande jetzt kriegt. Ich schrieb einen Brief, ging rauchend im Zimmer auf und ab. Nein, dachte ich, ich muß so bald wie möglich wieder nach Deutschland fahren, Freunde besuchen, Nachrichten sammeln, Wirklichkeit atmen. Ich lebte ja hier, die Stunden seltenen Vergessens abgerechnet, wie in der Leere, wie von meinen Wurzeln abgeschnitten! Herrgott, wenn es doch einmal vor Verdun tilgung vorwärts gehen wollte, oder wenn man Calais hätte! Und in Galizien auch nichts Klares, Triumph der Oesterreicher, Triumph der Russen, Tag für Tag. Und wieder gingen meine Gedanken den alten nutzlosen Weg im Kreise, hinter Dingen her, von denen jetzt allerdings alles abhängt und von denen ich doch so garnichts verstehe.

Ausgehen mochte ich nimmer. Da draußen ist ja nicht Krieg, da weht ja nicht eine einzige Fahne hoch über allen Köpfen, Einheit schaffend und persönliche Sorgen mitwühlend in die eine große Sorge, und es ist auch nicht Freiheit vom Kriege, sondern nur banger Friede und schwer bedrückte Zeit, Menschentreiben lieb und rührend wie sonst, aber keine Flamme, kein Rausch, kein Schrei! Ach, ich will ja auch das im Grunde nicht, ich will eigentlich weder Rausch, noch Heroismus; ich will ja garnichts als leben, richtig und vernünftig leben, wie es dem Menschen zukommt, und das ist so schwer, so unbegreiflich schwierig geworden!

Eugen Seipel, oder Siegel, oder Seigel . . . Der Name ist wieder da, und ich kann feststellen, er war es, der heimlich alle meine Gedanken unruhig gemacht hat. Eugen Siepel ist gefallen, ein Eugen ohne richtigen Namen, ohne ein Gesicht, aber ein Mensch, den ich einst gekannt, mit dem ich einst bei demselben Lehrer in derselben Schulstube gesessen bin, Vormittage und Nachmittage, schrecklich lastende, hoffnungslose Montagmorgen und gute, veröhnliche, milde, aussichtreiche Samstage — ein Mensch, der mich etwas angeht, der mit seinem Tod eine Teilnahme von mir for-

dert, dessen Fremdheit meine, nicht seine Schuld und für mich ein Vorwurf ist. Ich muß sein Gesicht finden, seinen Namen herausbringen. Ich muß das Hinterste umstülpen. Wenn er wirklich in meiner Klasse gewesen ist, muß er ja zu finden sein.

Ich schließe die Augen und denke an die Schule in P. Ich sehe das Schulzimmer, vier Fenster, Katheder, Ofen, Schrank, Landkarte. Da fehlt nichts, das Bild ist noch vollständig. Wir saßen in sechs, nein in acht Bänken, ich in der dritten. Neben mir Bollinger und Haas und vor mir Strauß und Hagenbach und ganz vorne in der Ecke der mit dem Bürstentopf und den langen Hosen. Wie hieß nur der? Einerlei, es fing nicht mit S. an. Dessen bin ich sicher. Aber warum eigentlich?

Aber halt — Siegel! Siegel heißt er. Ich habe ihn jetzt. Unbegreiflich, daß mir das nicht sogleich einfiel! Er war es, der Kleine, sehr Zierliche, Hübsche, der ganz hinten an der Wand in der Mitte der Bank saß, dem Stod des Lehrers unerreichbar, und wenn der alte Rektor etwas von ihm wollte und guter Laune war, dann rief er ihm: „Siegelein, Siegelein an der Wand, wer ist der Geschickste im ganzen Land?“ Wie hatte ich das vergessen können. Aber doch, ja, eigentlich war sein Name uns nicht geläufig, wir nannten ihn nie Siegel. Er hieß ja Prinz Eugenius.

Und kaum war dieser Name da, so stand der kleine, feingliedrige Knabe ganz vor mir, deutlich und scharf wie vor vierundzwanzig Jahren, mit seinem hübschen Scheitel, mit dem netten Stehfragen, mit der geraden, schmalrückigen Nase und den hellen, etwas nah beieinander stehenden Augen. Er hatte geschickte Finger und schrieb zu meinem Neide eine entzückende, klare, kleine Handschrift und war unser bester Rechner in der Klasse. Jetzt war er also gefallen . . .

Wenn man im September über eine Wiese geht und die erste Zeitlose sucht und man sieht schließlich eine, und weiter drüben noch eine, und wieder zwei, und plötzlich eine ganze Menge, hundert und mehr — so geht es mit den Erinnerungen auch. Man sucht und findet lange nichts, aber wenn die erste und die zweite da ist, dann sind es plötzlich zehn und hundert, unzählige und drängen sich um einen wie ein Vogelschwarm.

Ich wußte jetzt alles wieder. Prinz Eugenius war einmal mein Freund gewesen. Nicht lange, zwei oder drei Wochen vielleicht. Wir paßten eigentlich nicht zueinander, aber seine Geschicklichkeit und sein nettes Benehmen machten ihn beliebt, und so liebte auch ich ihn, und ich wollte sein Freund werden. Er war so leicht und zierlich und immer so guter Laune, und er hatte nichts dagegen, ich dürfte schon sein Freund sein. Ich begleitete ihn damals immer nach der Schule bis vor sein Haus, es war ein weiter Weg für mich, und unsere Pensionstante schalt mich für das tägliche Zuspätkommen pünktlich aus. Aber das war das einzige, was ich für meinen Freund tun und leiden konnte, und mir war es viel zu wenig. Am liebsten hätte ich ihm das Leben gerettet, ich hegte damals solche Situationen in meinen Träumen. Wenigstens wollte ich ihm meine Markensammlung schenken, das nahm er aber nicht an, und sonst hatte ich nichts. Nur wenn alle Monate mit der Wäsche irgend etwas Gutes von meiner Mutter kam, eine Wurst oder Anisschnitten, dann war ich reich, und konnte spenden. Aber damals kam nichts, wochenlang nichts, und mein Freund Eugenius ließ sich zwar von mir heimbegleiten, aber sonst war er nach wie vor gegen jeden anderen so freundlich wie gegen mich und wollte nicht einsehen, daß das keine Freundschaft sei und mir nicht genüge. Meine Vorwürfe hörte er kaum an, er lachte mich aus und sagte, ich solle doch kein Dummkopf sein.

Da hatte ich eines Sonntags ein herrliches neues Spiel entdeckt. Es waren schale Pensions-Sonntage, Zeugen mancher Wut und mancher Träne, morgens Kirchgang und Lernen, abends Triptrad und wenig Bücher — wären nicht Schillers Gedichte und die „Hallig“ von Biernagki darunter gewesen, ich wäre verzweifelt oder davongelaufen. Nur am

Nachmittag hatten wir bei gutem Wetter zwei, drei Stunden für uns und durften ohne Aufsicht spazieren gehen, nur nicht allzu weit und nur nicht ans Wasser oder in die Felsen, und auch der Weitsprung über die offenen Kohgruben in der nahen Gerberei war verboten. Nun, einige von uns hielten zusammen und nahmen es auf sich, Sonntag abends nötigenfalls für schmutzige Stiefel, Löcher in den Hosen und nasse Strümpfe sich bestrafen zu lassen. Wir hatten soeben eine wundervolle Lustbarkeit entdeckt. Flugabwärts unterhalb der Stadt war zwischen den Fabrikhöfen eine öde Stelle, wo am Flußufer eine kleine Straße mit Abfall aus der Stadt aufgefüllt wurde. Dort war nun eine Wagenladung, oder vielleicht viele, mit alten tönernen Sauerwasserkrügen ausgeleert worden, und wir Buben hatten damit begonnen, diese alten Krüge mit Steinen vollends klein zu hauen. Dabei entdeckten wir aber bald eine Menge von Krügen, um die es schade war, denn sie waren fast unbeschädigt. Die verschlossen wir nun mit Pfropfen aus gekautem Papier schön luftdicht, und warfen sie ins Fließchen, das sie schnell mit fortnahm. Wir aber hatten Steine bereit und einige von uns auch Schleudern, und es galt nun, jeden schwimmenden Krug mit einem guten Schuß zu treffen und zu versenken, ehe er außer Sicht kam und entrann.

Zu diesem neuen Sport lud ich meinen Freund Eugenius ein. Die Schützenübungen am Fluß waren mein und meiner Kameraden Geheimnis, und seine Preisgabe war das einzige Große, was ich zu geben hatte. Aber Eugen Siegel waren enttäuschend wenig begeistert, ich hatte geglaubt, ihm das Köstlichste anzubieten und hatte nun alle Mühe, ihn überhaupt am nächsten Sonntag für eine Stunde an unseren heimlichen Lustort mitzukriegen. Und dann fand er unser Spiel grob und langweilig, und wie ich ihn so urteilen hörte, tat mir plötzlich das Herz unsäglich weh, ich stand verraten, und plötzlich sah ich wirklich die Armseligkeit unseres Tuns, die schäbige Häßlichkeit des Scherbenhaufens zwischen den Fabrikhöfen, und ich ging weg, in der Seele krank, und wollte nimmer auf Tonkrüge schießen und wollte aber auch von der Freundschaft mit Eugenius nichts mehr wissen. Später hatte ich ihn nur selten wieder gesehen und mit den Jahren aus Augen und Gedächtnis verloren. Und jetzt lag er in einem Soldatengrab in Belgien, und seine hübschen, geschickten Augen waren geschlossen, und seine kleine, geschmeidige Gestalt saß zertrümmert im grauen Waffenrock.

Es kamen Besuche zu mir, und ich war bis zum Abend in ihrer Gesellschaft. Erst als ich zu Bette ging, konnte ich wieder an die Sache denken. Sie griff mir nicht ans Herz, sie war traurig wie so viele ähnliche, und nach einer Weile entliefen meine Gedanken von dem Soldatengrab in Belgien. Der Schlaf war mir schon nahe. Aber da nun einmal die dunkle Brunnenstube früherer Herzenserinnerungen geöffnet stand, kamen andere Gestalten hervor, meine Freunde aus der Lehrzeit, aus der Studienzeit, aus meinen Reisejahren, Deutsche und Ausländer, und viele von ihnen wußte ich im Felde stehen — Musiker, Schriftsteller, Maler, Kaufleute Weltreisende, auch ein paar Offiziere. Nachricht hatte ich nur von dreien. Der eine hatte seine letzte Postkarte beim Einrücken geschrieben, in den ersten Tagen des August, zwei beim Ausmarsch ins Feld, seither nichts mehr als die paar Grüsse aus Belgien, deren letzter heute gekommen war. Wo waren sie alle?

Ich schlief bis gegen eins und träumte von der Schulknabenzeit, aber die Mitschüler waren härtige Männer und trugen die Felduniform. Dann erwachte ich plötzlich, der Wind rüttelte am Fensterladen. Ich schreckte empor und wußte nicht, wo ich sei. Ich fühlte nur eine dunkle Erschütterung in der Seele und ein nächtlich grauenvolles Weh im Herzen, sah halbwach im Bette aufrecht und erwachte erst völlig, als ich Träne um Träne auf meine Hände tropfen fühlte.



Schneeverwehungen.

Von Dr. S. v. Jezewski.

Die sichere und pünktliche Durchführung der Eisenbahntransporte ist in den modernen Kriegen eine unerlässliche Voraussetzung für den Erfolg der militärischen Operationen. Die Verhütung größerer Verkehrsstockungen, die rasche Beseitigung eingetretener Stauungen und Störungen bildet daher die ernsteste Sorge unserer Eisenbahnverwaltungen. Ein Feind des Eisenbahnbetriebes, der unseren wackeren Eisenbahnern, die heute von der Küste Belgiens bis vor die Tore von Warschau ihren Dienst ausüben, in den nächsten Wochen wohl manche harte Arbeit verursachen wird, ist der Schnee. Erleiden schon bei Schneefällen von verhältnismäßig geringer Höhe die Züge oft recht empfindliche Verspätungen, so vermögen starke Schneefälle, verbunden mit heftigem Schneetreiben, den Bahnverkehr nicht selten gänzlich lahmzulegen.

In bösem Andenken steht bei den deutschen Bahnverwaltungen der schneereiche Winter 1886—87, der Störungen brachte, wie sie in ähnlichem Umfange bei uns weder vorher noch nachher zu verzeichnen waren. Allein im Dezember 1886 mußten auf den deutschen Bahnen (ohne die bayrischen Linien) nicht weniger als 2716 Züge wegen Schneeverwehungen gänzlich ausfallen, 711 Züge konnten nur einen Teil ihres Weges zurücklegen, während weitere 2315 Züge mit mehr oder minder bedeutenden Verspätungen ihr Ziel erreichten. Den Höhepunkt der Schwierigkeiten bildete ein großer Schneefall, der in den Tagen vom 19. bis zum 22. Dezember sich ereignete und sowohl nach Stärke wie nach Ausdehnung von keinem zweiten erreicht wurde. Das Gebiet dieses Schneefalles erstreckte sich von den Vogesen bis an die Ostgrenze von Schlesiens und Posen und entsprach mit einem Umfang von rund 90 000 Quadratkilometer etwa dem sechsten Teil der Oberfläche des Deutschen Reiches. Die Schneedecke erreichte am Morgen des 23. Dezember in Karlsruhe eine Höhe von 94 Zmtr., in Chemnitz 89 Zmtr. Eine Schneeschicht von mehr als 1 Meter Höhe bedeckte nicht nur fast den ganzen Thüringer Wald, sondern auch das östliche Vorland bis in die Gegend von Altenburg und Erfurt. Schneehöhen von 50 Zmtr. bis 1 Meter Höhe maß man im ganzen Thüringer Becken, im nördlichen Sachsen, in der Niederlausitz und Niederschlesien bis zur Oder, im Harz, auf der Rhön und auf der Eifel. Auf Veranlassung des preussischen Eisenbahnministeriums wurden die im Gefolge dieses Unwetters eingetretenen Verkehrsstörungen genau untersucht. Dabei ergab sich, daß auf 92 Eisenbahnlinien im ganzen 334 Zugstockungen vorgekommen waren. Allein auf der Strecke Görlich—Glatz mit ihren Seitenlinien waren 24 Züge stecken geblieben, auf der Strecke Breslau—Sommerfeld nebst Nebenlinien blieben 19, zwischen Halle und Dienenburg 16, zwischen Leipzig und Magdeburg 15 Züge liegen.

Vielleicht noch schwerer waren die Störungen, die zu Anfang März des laufenden Jahres (1914) ein furchtbarer Schneesturm auf zahlreichen Eisenbahnlinien im Osten der Vereinigten Staaten, besonders auf den von Newyork ausgehenden Hauptstrecken, verursachte. In einem Umkreis von 80 bis 120 Kilometer von Newyork ruhte 24 Stunden lang der Eisenbahnverkehr fast vollständig. Wie eine der großen, den Newyorker Verkehr bedienenden Gesellschaften, die Pennsylvaniabahn, berichtet, wurden allein von ihrem Netz Teilstrecken in einer Länge von 2580 Kilometer in Mitleidenschaft gezogen: auf diesen Linien, deren Fahrpläne einen täglichen Verkehr von 411 Personen- und 96 Güterzügen vorsehen, konnte während eines vollen Tages nicht ein Zug abgelassen werden! Auf der Strecke Newyork—Philadelphia schneiten 18 Personenzüge mit etwa 2000 Reisenden ein. Die Bahnverwaltung suchte ihren vom Mißgeschick verfolgten Fahrgästen die Lage so erträglich wie möglich gestalten; u. a. wurden sie aus den Vorräten der in den meisten Zügen laufenden Speisewagen unentgeltlich versorgt. Von den Reisenden, die während der Verkehrsstörung auf dem Newyorker Bahnhofe sich einfanden, wurde Wohnung oder Fernsprechnummer notiert, um sie ungesäumt

von der Wiederaufnahme des Betriebes unterrichten zu können. Zur Freimachung der Linien waren von der Pennsylvaniabahn insgesamt etwa 7300 Mann aufgeboten worden.

Ereignisse wie die geschilderten können geradezu den Charakter von wirtschaftlichen Katastrophen annehmen und zu schweren Schädigungen von Handel und Gewerbe führen. Gleichzeitig erwachsen auch den Bahnverwaltungen aus der Beseitigung des Schnees sehr beträchtliche Kosten. Für eine nur 34 Kilometer lange, durch den Thüringer Wald führende Strecke waren z. B. im Jahresdurchschnitt für das Wegräumen des Schnees etwa 7500 Mk. zu verausgaben; in dem berüchtigten Schneewinter 1886—87 mußten die sächsischen Staatsbahnen in zwei Monaten eine Summe von mehr als 440 000 Mark für diesen Zweck aufwenden.

Um den Bahnkörper nach Möglichkeit vor Schneeverwehungen zu schützen, bedient man sich einer Reihe verschiedener Hilfsmittel. Vor allem sucht man besonders gefährdete Stellen, wie z. B. tiefe Einschnitte, durch Hecken, Waldstreifen, Schneezäune aus Latten oder Flechtwerk, durch Erdwälle und massives Mauerwerk zu sichern. Auf jeder längeren Bahnfahrt bietet sich uns Gelegenheit, derartige Anlagen zu beobachten. Ein bemerkenswertes Verfahren bringen die Eisenbahnen Südrusslands zur Anwendung. Hier benutzt man nach dem Vorschlag des Ingenieurs Wurzel versetzbare Bretterzäune. Diese werden zunächst auf dem Erdboden aufgestellt; sobald aber der Schnee an ihnen bis zu einer gewissen Höhe sich abgelagert hat, setzt man sie auf den Kamm dieses Schneewalles. Man fährt in dieser Weise fort, bis die Ablagerungen eine Höhe von fünf bis sechs Metern erreicht haben; alsdann werden die Zäune entfernt, da nunmehr der Wind den an den Wällen emporgewehten Schnee in weitem Bogen über die Gleise hinwegschleudert. Trotzdem haben die durch das baum- und walddlose südrussische Steppengebiet führenden Linien unter den Schneestürmen, die hier mit einer im Westen unbekanntem Gewalt auftreten, sehr zu leiden. Fast jedes Jahr kommt es zu länger dauernden Betriebseinstellungen, zu deren Behebung man zeitweilig schon 10—12 000 Arbeiter heranziehen mußte. Mit diesen Schwierigkeiten wird jetzt auch die russische Heeresleitung in dem Kampfe gegen die Türkei ernstlich zu rechnen haben.

Besondere Schutzmaßnahmen erfordert die Sicherung der das Hochgebirge durchquerenden Bahnlinien, der großen Alpenbahnen Europas und der in den Felsengebirgen liegenden Abschnitte der amerikanischen Ueberlandlinien. Hier spielt vor allem die Lawinengefahr eine wichtige Rolle. Von dem Umfang der von den Lawinen angerichteten Schäden kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß Ende März 1888 eine an der Gotthardbahn bei Umbri im Kanton Tessin niedergegangene Lawine die Bahnlinie auf 200 Meter Länge und bis zu einer Höhe von 15 Meter im Schnee vergrub und daß zur Forträumung des Hindernisses zwei volle Tage erforderlich waren. Wohl die schwerste Lawinenkatastrophe aber, von der bisher eine Eisenbahnlinie betroffen wurde, ereignete sich im März 1910 in den Felsengebirgen bei der Stadt Wellington. Hier wurden zwei steckengebliebene Züge der Great Northern Railway von einer Lawine in den Abgrund gerissen und zertrümmert, wobei gegen 100 Menschen den Tod fanden.

Zum Schutz der Eisenbahnen gegen die Lawinen haben sich besonders die Lawinengalerien bewährt, tunnelartige Bauwerke, in denen die Gleise sicher an den gefährdeten Abhängen entlang geführt werden. Von ihnen hat man u. a. an der Gotthardbahn und an der Arlbergbahn vielfachen Gebrauch gemacht. Im amerikanischen Hochgebirge erstrecken sich die „Schneeschuttdächer“ kilometerweit. Da sie hier fast durchweg noch aus Holz bestehen — erst seit kurzem beginnt man sie aus Eisenbeton zu errichten —, sind sie in hohem Maße der Feuergefahr ausgesetzt und werden namentlich bei Waldbränden leicht ein Raub der Flammen. Man hat daher einen ständigen Wächterdienst geschaffen; Wasserleitungen mit zahlreichen Hydranten verlaufen in den meisten Galerien, und Fernsprechnetze ermög-

lichen es dem Wachtpersonal, sofort Hilfe herbeizurufen, wenn ein Brand größeren Umfang anzunehmen droht.

Wo dagegen die geschilderten Schutzeinrichtungen nicht ausreichen, um die Bahnlilien offen zu halten, bleibt nichts anderes übrig, als den Schnee entweder durch Menschenkraft oder auf maschinellem Wege von den Gleisen zu entfernen. Ein allbekanntes Hilfsmittel ist der Schneepflug, der dem Ackerpflug nachgebildet ist. Allerdings ist seine Verwendungsmöglichkeit verhältnismäßig eng begrenzt. Werden die Schneewehen hoch oder bestehen sie aus sehr dichtem oder gefrorenem Schnee, so fährt der Pflug leicht fest, springt selbst aus den Schienen und bringt dann oft auch die nachdrückende Lokomotive zur Entgleisung. An seiner Stelle benutzt man neuerdings Maschinen, die den Schnee mit Dampfkraft forträumen. Es sind dies die rotierenden Dampfschneeschaukeln oder Schneeschleudermaschinen. Diese gleichen in ihrem Aeußeren einem gedachten Güter- oder Gepäckwagen. An der Vorderwand tragen sie ein drehbares Schaufelrad von etwa drei Meter Durchmesser, das mit einer Anzahl scharfer Messer besetzt ist und durch eine im Innern des Wagens untergebrachte Dampfmaschine angetrieben wird. Die Messer schneiden aus der Schneemasse einzelne Stücke ab, die dann von dem Rade bis zu 20 Meter hoch und 100 Meter weit fortgeschleudert werden. Je nach der Drehungsvorrichtung des Rades erfolgt das Abwerfen des Schnees zur rechten oder linken Seite des Gleises.

Der Erfinder der Schneeschleuder ist ein — Zahnarzt in Kanada, der bereits vor fast 50 Jahren das erste Patent darauf erhielt. Die erste praktische Erprobung der Dampfschneeschaukel erfolgte auf den amerikanischen Pazifikbahnen; inzwischen wurde sie auch von den meisten europäischen Bahnverwaltungen für ihre schneereichen Gebirgstrecken beschafft. Die größte zurzeit auf amerikanischem Boden arbeitende Schneeschleudermaschine hat eine Länge von 14,7 Metern und ein Dienstgewicht von 150 Tonnen, das Schaufelrad allein, das bis zu 400 Umdrehungen in der Minute macht, wiegt 12 Tonnen; beigegeben ist ein 9,8 Meter langer Tender, der 16 Tonnen Kohle und 52 Kubikmeter Wasser faßt. Die Maschine hat die Erwartungen, die man in ihre Leistungsfähigkeit setzte, glänzend erfüllt. Ihre Messer vermögen Baumstämme von 10 Zentimeter Stärke, die unter die Schneewehen geraten, wie Strohhalme zu zerschneiden.



Deutsche Lichtmess.

Von F. G. Pflugl.

„Das Licht nimmt zu, leif, leif von Tag zu Tag, um einen Bahnschrei, um einen Wendeschlag.“ Das ist die tröstliche Gewißheit, die uns die Zeit der kürzesten Tage des Jahres leichter ertragen läßt, das ist die tröstliche Gewißheit, die auch aus manchem volkstümlichen Spruch herausklingt, wenn Lichtmess naht. „Lichtmessen seigt: Doll still, Bur, morgen wardt besser“; denn „Lichtmessen — ist der Winter halb gemessen“. Die Herrschaft des Winters ist also durchaus noch nicht zu Ende, und vorsichtige Leute haben den Satz geprägt: „An Lichtmess — halb Brot, halb Futter“ oder: „An Lichtmess miß deinen Topf und heb dein Korn auf“, aber seine Herrschaft ist doch schon erschüttert.

Ja, das Licht nimmt zu. Namentlich am Nachmittag ist diese erfreuliche Tatsache ziemlich augenfällig, und das dies vom Volke gar wohl beobachtet wurde, beweist das Sprüchlein: „Lichtmessen — können die Herren bei Tage essen“, das sich natürlich auf die Abendmahlzeit bezieht. Die merkbare Zunahme des Lichtes hat auch die volkstümliche Deutung des Namens veranlaßt, den der 2. Februar seit alten Zeiten führt, sie war so auffällig, daß man sie leicht nach Stunden und Minuten messen, d. h. berechnen konnte, und daher der Name Lichtmess. Der Name hat aber weder mit dem Tageslichte noch mit der Tätigkeit des Messens etwas zu tun, sondern ist rein kirchlichen Ursprungs. An diesem Tage werden in der katholischen Kirche

in feierlichem Gottesdienste (Messe) die zum kirchlichen Gebrauche bestimmten Kerzen durch Besprengung mit Weihwasser geweiht, und deshalb erhielt der Tag den Namen Festum candelarum, Tag der Kerzenweihe, Lichtmesse oder kurz Lichtmess. Neben den für den allgemeinen gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Kerzen werden an diesem Tage auch die Osterkerze und die Wetterkerze geweiht. Jene wird bei Taufen, zu Ostern und zu Fronleichnam angezündet, diese während der im Sommer stattfindenden Schauerfesten, um Hagelschlag und Wollenbruch fernzubalten.

Wie die zahlreichen Kerzen, deren die Kirche im Laufe des Jahres bedarf, beschafft werden, das erzählt in sehr anschaulicher und humorvoller Weise Peter Hofegger in seinem „Vollleben in Steiermark“. Es ist mitten im Winter, wenige Wochen vor Lichtmess. Da tritt der Kirchenprobst oder der Dorfrichter des Ortes zur Tür herein. Er zieht in den seltensten Fällen den kleinen Filzhut vom Kopfe, wenn er Kirchenprobst oder Dorfrichter ist. Heute tritt er aber ganz demüthig in die Stube und hält den Hut fein höflich in den Händen. An der Tür bleibt er stehen und beginnt:

„Der heilige Jakobus schickt mich in alle Häuser und Hütten. Und er läßt mit Herz und Hand um ein Lichtmessopfer bitten. Wer ihm schickt fünf Groschen, dem sagt er: Gott Lob und Ehr! Und wer ihm schickt zehn Gulden, dem sagt er auch nit mehr. Aber ein Lichtlein wird ihm brennen zu jeder Stund! In unserer heiligen Pfarrkirche zum ewigen Bund! Und ein Lichtlein wird ihm leuchten bis zum Totenschrein, Und ein Lichtlein wird ihm leuchten durch die Fegefeuerlein, Und ein Lichtlein wird ihm leuchten in den Himmel ein!“

An Stelle des heiligen Jakobus tritt nach dem jeweiligen Patron der Pfarrkirche der Name des betreffenden Schutzheiligen. Die eindringliche Bitte verhallt nicht ungehört und wirkungslos. Bereitwillig greift die arbeitsreiche Hand des frommen Bäuereleins in den geöffneten Geldkasten und opfert „Mit Gottes Will“ ein blankes Guldenstück oder auch noch mehr für den großenbeutel des Lichtmess-Sammlers. Letzterer aber erwidert mit untertänigem Danke: „Gott segne euch Haus und Hof, Feld und Wald und alles, was dazu bestalt! Gott Lob und Ehr“, und es bedankt sich der heilige Apostel Jakobus! Auch die um das Wohl der Familie besorgte Hausfrau will nicht zurückbleiben und im Bewußtsein der guten Tat ihren Segen empfangen. Sobald sie ihre mühsam erwarpte Gabe gesendet, tönt ihr freundlich der verheißungsvolle Gruß entgegen: „Gott segne eure Kinder und eure Döhner, und er geleit' euch durch die Zeit und führe euch alle ein in die ewige Freud! Gott Lob und Ehr“, und es bedankt sich der heilige Jakobus! Auch das Gefinde wendet je nach Vermögen ein großes oder kleines Geldstück, damit am Lichtmessstage neue Kerzen im schmucken Ortskirchlein ihren schimmernden Glanz durch die matte Dämmerung ausstrahlen können.

In vielen Gegenden Bayerns kauft der Hausvater für sich von der Kirche eine geweihte weiße Kerze, für die Hausfrau aber einen roten Wachsstock. Die Hauskerze wird das Jahr hindurch sorgsam aufbewahrt und nur bei schwerem Unwetter in der Nacht angebrannt, denn Gewitter, besonders Hagel, zur Nacht kommen nie von Gott, sondern stets von bösen Gewalten. Im Oberelsaß werden geweihte Kerzen dem Kranken auf den Nachttisch gesetzt, sie sollen ruhigen Schlaf und Genesung bringen, ebenso wird die Hauskerze am Sterbebette angezündet, um den Teufel von der scheidenden armen Seele fernzubalten. Das rote Wachs des Frauenwachsstockes wird einfach um Hand, Fuß und Gerat der Wöchnerin gewunden, um allerlei Zauber von Mutter und Kind abzuwehren. Im Badischen versenkte man früher jedem Hausgenossen mit der geweihten Kerze das Haar, das schützte gegen Krankheit. Heute ist es in katholischen Gegenden Badens Sitte, daß der Bub einen bunten, schön verzierten Wachsstock nebst einem Rosenkranz seinem Schatz als erstes Geschenk darbringt, wofür er wohl als Gegengabe „Siggarren und ein Siggarreröhrl“ oder dergleichen erhält. Hat die Schöne aber keine Unzufriedenheit erregt, so dreht er ihr einen „Stock“ von Weiden.

In der Schweiz versammeln sich vielerorten am Lichtmessabend die Hausbewohner um den Familientisch, und der Hausvater zerschneidet einen Wachsstock, der am Morgen in der Kirche geweiht worden ist, in so viel kleine lange Stücke, als die Familie Glieder zählt, die Dienstboten inbegriffen. Alsdann klebt er, jedem der Anwesenden eins zuweisend, Stück um Stück an das Fenstergesimse und zündet alle diese Kerzlein an. Hierauf betet man gemeinsam den Rosenkranz, gegen Schluß desselber: jeder alle gepannt nach den Kerzen; wenn Lichtchen besonders unruhig brennt, dem droht Ungaemach, das zuerst verlöschende aber kündigt baldigen Tod. Um jedoch den sich auf solche Weise ankündigenden Schicksalen ein Schnippchen zu

schlagen, gibt jeder während des Gebetes gehörig auf sein Herz acht, und sucht dessen Brenndauer dadurch zu verlängern, daß er mit dem herabträufelnden Wachs das Lichtchen wieder freist. Gemüthliche Unterhaltung und Gesang, wobei auch der Vierkrug wacker freist, verschleichen nachher erst recht alle trüben Geister.

Früher war Lichtmeh auch der Termin für die Ablieferung des Wachsinses, den Dienstpflichtige und Hörige geistlicher Stifte diesen zu entrichten hatten, eine Einrichtung, die wahrscheinlich schon vor Karl dem Großen bestand. Wie das Baseler Dienstmännerrecht verzeichnet, war die Kerze ein Zeichen der Ministerialität, die Dienstmänner erhielten sie zu Lichtmeh von ihren Herren: Zu allen Lichtmehfesten ist man gebunden, Kerzen zu geben in unser Frauenkirchen den mannen und oberen, den anderen belehneten und nideren amtlüten.

In manchen badiſchen Orten ist Mariä Lichtmeh noch heute, wie früher ganz allgemein, der Bündelstag, an dem der Dienstbote seinen Lohn erhält, sein Bündel schnürt und zu einer anderen Herrschaft zieht.

Güt is Bündelstag
Und morn ist Lichtmeh,
Nach du dis Bündel s'weg
Und sag: Gott b'hüt is.

heißt es in einem alten Kinderliedchen. Bevor die Dienstboten ihre neue Stelle antreten, machen sie sich mit dem von der Herrschaft vorher ausbedungenen Kälbesbrot auf den Weg zu ihren Verwandten, wo sie am Lichtmehfeste in ungebundener Fröhlichkeit einmal „ihr Kalb austreiben“ oder „kälbern“, wie der Volksmund gar bezeichnend sagt, wovon Lichtmeh auch den Namen Kälbaweil erhalten hat. Auch in Belgien wird Lichtmeh vielfach mit Schmaus und Tanz gefeiert, und man gebraucht für ein gelegentliches zügelloſes Treiben den Ausdruck „Lichtmessen“.

Als Tag der Kerzenweihe genießt Lichtmeh natürlich nur in katholischen Gegenden besondere Beachtung, ganz allgemein aber ist das Ansehen des 2. Februar als „Wettertag“. Als schlimmes Zeichen gilt es bei Germanen wie bei Slawen und Romanen, wenn Lichtmeh hell und sonnig ist. Es heißt zwar:

Lichtmeh hell und klar,
Gibt ein gutes Flachsjaahr,

und in der Altmark:

Scheint an Lichtmeh die Sonne,
So geraten die Bienen gut,

aber gleichwohl sieht in Deutschland der Bauer oder der Schäfer „zu Lichtmeh lieber den Wolf als die Sonne im Stalle“, und in England fogar:

Lieber sein Weiß auf der Bahr,
Als Lichtmeh schön und klar;

denn:

Ist's zu Lichtmeh hell und rein,
Wird ein langer Winter sein;
Wenn es aber stürmt und schneit,
Ist der Frühling nicht mehr weit.

Daher sagt eine niederdeutsche Bauernregel:

Lichtmessen hell,
Schindet den Vuurn dat Fell,
Lichtmessen dunkel,
Maakt den Vuur tom Junker.

Einstimmig versichern auch Deutsche, Tschechen und Polen: So lange die Lerche vor Lichtmessen singt, so lange schweigt sie nach Lichtmeh still; denn:

Früher Vogelklang
Nacht den Winter lang.

Diese Bauernregeln haben garnicht so unrecht; haben wir um Lichtmeh viel Sonnenschein und Lenzesluft, so wird leicht das schlummernde Leben in der Natur zu zeitig zur Entwicklung gebracht. Gewöhnlich stellen sich dann starke Nachfröste oder gar ein grimmer Nachwinter ein, die alles wieder vernichten. Deshalb ist's dem Landmann viel lieber, wenn sich der Winter um Lichtmeh noch einmal recht anstobt, versichert ihm doch ein alter Spruch:

Lichtmeh im Schnee,
Palmtag im Alee.

Wie wir eingangs erwähnten, gilt dem Landmann der Lichtmehstag als der Zeitpunkt, von welchem an der Winter seinen Rückzug antritt. Bald naht der Frühling und mit ihm die Arbeit in Feld und Flur. Deshalb gilt es, sich allmählich darauf vorzubereiten; das deutet auch der Spruch an:

Lichtmeh, Spinnen vergeh,
's Nädel hinter die Tür,
's Radmesser puer.

Auch sonst hat das Volk diesem Tag noch mancherlei Deutungen beigelegt; in Böhmen muß am Lichtmehstag die Lerche trillern, dann gibt's reichen Erntesegen, und eine alte Vorschrift verlangt, daß die Bauernweiber zu Lichtmeh im Sonnenschein tanzen sollen, damit ihnen der Flachs wohl gerate. Vielfach gilt es auch als ein besonderes Glück, an einem Lichtmehstage geboren zu sein.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Bekennnis.

Der „Eimplizissimus“ bringt folgendes Gedicht von einem Arbeiter:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland!

Unsre Liebe war schweigend; sie brütete tiefersteht.
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgerect.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,
und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,
Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürresten Baum.
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!

*

Ein Hauch der Heimat.

Wir Soldaten der Ostarmee haben es wirklich nicht leicht. Ein Feind wird geschlagen, ein neuer, stärkerer marschirt uns entgegen. So geht es seit vier Monaten. Und doch, unser Hindenburg wird uns zum endgültigen Siege führen! Ost lesen wir die Kritiken der Zeitungen, oft sprechen wir davon, wie die daheim kritisieren und ihnen nicht alles schnell genug geht. Und nun Ihr Gedicht! Ach, wir Deutschen sind doch ein schrecklich sentimentales Volk. Hier draußen im Felde merkt man es erst, man glaubte ja nicht mehr daran. Mancher, der im schwersten Gefecht kalt und gefühllos vorwärts stürmt, rückwärtslos über tote Kameraden, dem Feinde entgegen, dessen Herz schmilzt zusammen, wenn er nachts von den Liebesgaben etwas erhält, ein paar Pulswärmer mit einem von Kinderhand ungeschickt geschriebenen Bettelchen. Ein Hauch der Heimat bringt zu ihm, und er ist weich, ja gerührt. Wir in der Stube des Pfarrhauses haben alle liebe Angehörige daheim, Weib, Braut, Eltern oder Geschwister, der eine diese, der andere jene, und täglich fragen wir uns: Was machen die daheim?

*

Verwundete Kriegspferde.

Wenige wissen, daß es heute in Stuttgart ein paar hundert stumm leidender Kriegskameraden gibt, die für ihre bewiesene Treue und Tapferkeit wohl verdienen, mit ein paar Worten bedacht zu werden.

Ich hatte heute Gelegenheit, die vom Feld als „verwundet oder erkrankt“ zurückgenommenen Kriegsgroße in der Artilleriekaserne in Cannstatt zu sehen. Der Eindruck war ein solch überwältigender, daß ich mich gedrängt fühlte, weiteren Kreisen von unseren treuen vierfüßigen Vaterlandsverteidigern zu berichten. Es sind nun schon 330 kranke Pferde nach Cannstatt

zurückgekommen, die sich dort in der denkbar besten Pflege befinden, die bei den zum großen Teil furchtbaren Wunden große Sorgfalt und Geduld verlangt. Die vorerkrankten Tiere stehen, nach den Arten der Erkrankungen eingeteilt, auf schönem, frischem Stroh in ihren Ställen. Die meisten (etwa 70 Proz.) haben infolge des tagelangen Reitens den ganzen Widerrist zerschlunden; tellergroße, tiefe, eiternde Wunden, die vom Sattelbrud herrühren, heilen dank der vorzüglichen Pflege überraschend schnell. Die zahlreichen Beinverletzungen, teils durch Schrapnellschüsse, teils durch Lanzentische oder auch lange Risse durch die Drahtverbände, sind für die Pferde am schmerzhaftesten, weil sich ein krankes Pferd aus Angst, nicht wieder hochzukommen, sehr ungern hinlegt. Aber auch hier kommt rasche Heilung. Ein sonst wenig verletztes Tier wollte weder fressen noch saufen und ließ die Zunge weit heraushängen; der Tierarzt stellte fest, daß die Zunge etwa 2 Zentimeter halb abgerissen war. Das Stück wurde vollends entfernt und nun frist das Pferd wieder munter drauf los; weil's aber mit dem Fressen noch etwas langsam ging, haben sich seine Nachbarn Pferde inzwischen seines Hafers bemächtigt. Nun hat das Pferd ein Abteil für sich allein bekommen, und ungehört und gemühtlich kann es sich nun des langentbehrten guten Futters erfreuen. Ein anderes Pferd mit zwei Schrapnellschüssen hat sechs Gefechte mitgemacht; sein Reiter, ein Mannesoffizier, hat sich auf ihm das eiserne Kreuz verdient. Auch eine Anzahl französischer Pferde von kleiner Ponvart sind aus Versehen beim Rücktransport hierher gekommen; eine ebenfalls mitgebrachte französische Mutterstute war wohl auch nicht dazu bestimmt, unser Pferdmaterial bald um ein schönes Fohlen zu vermehren.

*

Aus dem Buche der Natur.

Vom Pudel. Der Pudel, schreibt Scheitlin, ist der achtetste (aber nicht der gefürchtetste) und auch beliebteste Hund, weil er auf jede Weise sich necken und auf sich reiten, sich zupfen und zerren läßt, ohne zu knurren, zu beißen und ungeduldig zu werden. So gefräßig er ist, so kann man ihm doch das Fressen oft aus seinem Rachen wieder hervorholen, was sehr wenige Hunde zulassen. Den Mann, welcher ihn einmal geschoren, kennt er für sein ganzes Leben und schaut ihn darum an, wo er ihn trifft. Kommt er nach Jahresfrist wieder ins Haus, um ihn zu scheren, so rennt er augenblicklich weg und verbirgt sich: er will nicht geschoren sein. Aber seinen Mann kennend, läßt er sich willig aus dem Winkel und Dunkel hervorziehen und fügt sich ohne Widerstreben in die Notwendigkeit. Wird er von einem tollen Hund gebissen, und kommt der Denker ihn zu holen, so weiß er augenblicklich, was ihm droht. Er verbirgt sich, sein Auge wird sogleich trübe und erschrocken, doch wehrt er sich nicht. Den Todesstich oder Schlag empfängt er, wie die Pferde, mit ruhigem Herzen. Wird er krank und einem Arzte übergeben, so unterzieht er sich der Kur sehr gutwillig, und wie der Drang-Utan merkt er schnell, was ihm dienlich sei. Kein Tier erkennt so schnell die Meisterschaft der Menschen, daß es ihm gehorchen soll und müsse, und daß der Gehorsam das Beste für ihn sei. Sehr artig ist zu sehen, wie er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopf die Straße entlang, steht still, blickt wieder um, bleibt an der anderen Ecke der Straße wieder stehen, denkt mehr, als er schaut, beschreift Diagonalen, um schneller irgendwo zu sein usw. Artig zu sehen ist auch, wenn er ausgehen will und nicht soll, seinen Herrn überlisten will, wie er ihn zu überfallen sucht, tut, als wenn er nicht fort wolle, wenn man ihn nicht anschaut, plötzlich Reithaus nimmt oder mit fischischer, überhündischer List an der Wand ein Bein aufsetzt, als ob er pissen müsse, damit man ihn hinausjagt, und wenn man ihn hinausjagt, ohne zu pissen, zum Schlauchhause oder zu einer von seinen Puhlen läuft; wenn man ihm aber nicht glaubt, endlich alle Hoffnungen, entweichen zu können, aufgibt, mit vollkommener Entsagung sich unter den Tisch legt und das Pissen läßt und vergißt. Er hat vollkommen wie ein Mensch gelogen.

*

Was die Großmutter erzählte.

Der große Taler im Hasenaraben bei Wafungen. Von Wafungen nach Mehels geht ungefähr einen Büchsenstuch hinter dem Kirchhof ein Fahrweg links ab. Er führt nach der sogenannten Goldlauter und dem Hasenaraben, einer einsamen und von Schluchten zerrissenen Gegend hinter dem Kohl- und Schloßberg. Dierher fuhr ein armer Wafunger Mann in die Stren. Es war ein Notjahr, und der Mann hatte nichts als eine dürre Brottrinde bei sich; die verzehrte er noch nichtern und ging dann keufzend an die Arbeit. Raum hatte

er eine Lage Heidekraut abgepickelt, als ihm auch schon ein großes, blankes Silberstück, ein sogenannter großer Taler, entgegenrollte. Die Freude war groß. Gott im stillen dankend, eilte er, mit der Ladung fertig zu werden, um zuhause seiner Frau sein unverhofftes Glück mitzuteilen. Für den Taler gab ihm der Kaufmann so viel kleine Münze, daß er sich augenblicklich helfen und noch dazu Tabaksland pachten konnte. Ein Jahr später erhielt er im Traum die Weisung, wieder nach dem Hasenaraben zu fahren, und zwar wurde ihm derselbe Glückstag bezeichnet. Er gehorchte, und es erging ihm wie das letzte Mal. Im dritten Jahr fuhr er, da er sich den Tag wohl gemerkt hatte, aus eigenem Antrieb dorthin und begann da, wo die Heide zwischen den Wachholdersträuchern im dicksten stand, seine Arbeit. Allein diesmal wollte ihm kein Taler entgegenfallen. Da sah er wieder keufzend den Himmel auf und gewahrte auf einem Wachholderbaum ein kleines Männchen mit einem gar feinen Kästchen unter dem Arme und einer Sichel in der Hand, das ihn mit trauriger Miene anblickte. Nach einer kleinen Weile aber verschwand die Erscheinung. Wohl ist der Mann mit seinem Schiebekarren regelmäßig an dem bestimmten Tag dorthin in die Heide gefahren, das Glück aber war ihm nicht mehr hold; auch das Männchen hat sich nie wieder sehen lassen. Hätte er, so setzt die Sage hinzu, damals geschwind seine Sichel über den Baum geworfen, so war das Kästchen sein und der Geist erlöst.



Luftige Ecke.

„Hatte das neue Theaterstück ein glückliches Ende?“ — „Verhältnismäßig ja. Nach dem zweiten Akte wurde das Eintrittsgeld an der Kasse zurückgezahlt.“

„Hältst du auch Duseifen für ein Glückselium?“ fragte die Frau des Sportmannes. — „Natürlich,“ antwortete ihr Gatte, „wenn sie sich an dem siegenden Pferde befinden.“

Fritz (mit Zeitung): „Hier ist ein alter Junggeselle in Ohio gestorben und hat all sein Geld der Dame hinterlassen, die ihm einst einen Korb gegeben hat.“ — Karl: „Und dabei laßt man noch, daß es keine Dankbarkeit in der Welt gibt.“

Einige Verkäufer sind allen Tagen gewachsen. „Aber das „Wank“-Auto leistet Garantie für Lebenszeit,“ protestierte ein Herr, der ein Auto zu kaufen beabsichtigte, einem solchen Verkäufer gegenüber. „Ja, ich weiß,“ gab dieser schlagfertig zurück, „aber wir leisten für unser Auto ein ganzes Jahr Garantie.“ Es dauerte einige Augenblicke, ehe der Käufer die Pointe sah.

Ein Spieler in Wildwest borgte eine größere Summe von einem Geldleiher, und als der Schuldschein fällig war, konnte er ihn nicht einlösen. „Sie müssen bezahlen!“ schrie der Wucherer. „Wenn Sie nicht zahlen, werde ich —“ — Aber der Spieler zog einen Revolver, richtete ihn auf den Mann und sprach: „Geben Sie den Schein, oder ich werde Ihnen ein Loch durch den Bauch schießen!“ — Und der Wucherer zerknitterte den Schein nach kurzem Ueberlegen in einen kleinen Ball, steckte ihn in den Mund, kante mächtig und verschluckte dann den trockenen Spawen. „Das hat Ihnen das Leben gerettet!“ bemerkte der Spieler in besänftigtem Tone. Am folgenden Tage war das Glück ihm günstig, und er bezahlte dem Geldleiher den vollen Betrag. Dieser war sehr erfreut über die Ehrlichkeit, und als der Spieler einige Wochen später von neuem vorsprach und um ein Darlehen bat, wurde es ihm bereitwilligst gewährt. Nachdem der Spieler das Geld in die Tasche gesteckt hatte, setzte er sich hin, tauchte die Feder in die Tinte und nahm ein Blatt Papier, um den Empfang darauf in der üblichen Weise zu bestätigen. Aber der Wucherer hinderte ihn schnell daran. „Halt, mein Freund,“ sagte er und eilte zu einem Schrank. „Warten Sie einen Augenblick, mein Freund. Würde es Ihnen recht sein, die Bestätigung auf diesen Keks zu schreiben?“

Er hatte die Trauung seines Sohnes mitgemacht und trat nach der Zeremonie auf das junge Paar zu, um seine Glückwünsche darzubringen. „Ich fühle mich Ihnen gegenüber kaum als Fremder,“ wandte er sich in liebenswürdigem Tone an die junge Frau. „Ich glaube vielmehr, schon gut bekannt zu sein mit der Frau meines Sohnes, hat er mir doch so oft die Ehre erwiesen, mir Stellen aus den Briefen seiner lieben Tante vorzulesen.“ Die Gesichter des jungen Ehemannes und des Sprechers waren wahre Studien, als die junge Frau sich steif aufrichtete und mit harter, deutlicher Stimme sprach: „Ich bitte um Verzeihung, meine Name ist Helena.“